



**SPIEGEL**  
**Bestseller-**  
**Autorin**

**EXKLUSIVE**  
**LESEPROBE**

**ZERUYA**  
**SHALEV**

**SCHICKSAL**

R O M A N

berlin  
VERLAG 

# ZERUYA SHALEV,

1959 in einem Kibbuz am See Genezareth geboren, studierte Bibelwissenschaften und lebt mit ihrer Familie in Haifa. Ihre vielfach ausgezeichnete Trilogie über die moderne Liebe – »Liebesleben«, »Mann und Frau«, »Späte Familie« – wurde in über zwanzig Sprachen übertragen. Zeruya Shalev gehört zu den bedeutendsten Erzählerinnen unserer Zeit; zuletzt erschien 2015 ihr Roman »Schmerz«.

**Anne Birkenhauer,** die preisgekrönte Übersetzerin von u. a. David Grossman und Amos Oz, übersetzt mit »Schicksal« ihren ersten Roman von Zeruya Shalev.

Weitere Infos  
zur Autorin und  
dem Titel unter:  
[pipereading.com/  
shalev-romane](https://pipereading.com/shalev-romane)

## ERSTES KAPITEL

### Ich bin's, Rachel

Schweigend stand sie vor der geschlossenen Tür. Wozu noch klingeln oder klopfen, seine Mutter hat sie ja schon bemerkt. Hinter dem offenen Küchenfenster gewahrte sie den Schatten einer Bewegung, lautlos wie ein Augenzwinkern. Ein riesiger Topf köchelte auf dem Petroleumkocher, bestimmt versteckte sich dahinter die klein gewachsene Frau mit dem Holzlöffel in der Hand und kochte Linsensuppe für ihren geliebten Sohn. Die Dämpfe quollen durchs Fenster zu ihr nach draußen, ließen ihr Gesicht erröten, wurden aufgesogen von ihrem Haar. Kochte sie wirklich für ihn? War er zu Hause?

»Sonja, mach mir auf«, rief sie in Richtung des Topfes und fügte völlig unnötig hinzu, »ich bin's, Rachel.« Es war, als höre sie regelrecht das Zögern ihrer Schwiegermutter, wie raufende Schatten. Wird die es wagen, sie zu ignorieren, nachdem sie all die Gefahren des Weges auf sich genommen hat? In diesen Tagen ins belagerte Jerusalem zu fahren, war verdammt gefährlich. Arabische Banden lauerten am Straßenrand und beschossen die Fahrzeugkolonnen. Ihre Freunde in Tel Aviv hatten versucht, sie von der Fahrt abzubringen, doch sie hatte darauf bestanden. Das ist doch

Selbstmord, hatten sie immer wieder zu ihr gesagt, aber sie hatte keine Wahl gehabt. Sie hatte ihm einen Brief nach dem andern geschickt, und er hatte nicht geantwortet.

»Sonja, ich muss Meno sehen!«, versuchte sie es wieder. »Ich bin extra aus Tel Aviv gekommen. Ich mache mir Sorgen um ihn, ich verstehe nicht, was passiert ist. Ist er da?« Die Dämpfe hüllten sich um ihren Körper wie ein aus der Flasche gelassener Geist, und es schien, als würde sie gleich schmelzen und nur eine kleine Pfütze hinterlassen, die ihre Schwiegermutter triumphierend die Treppe hinunterwischen würde. Sie hatte vergessen, wie aggressiv die Jerusalemer Sonne an den ersten Chamssin-Tagen im Frühling sein konnte. Sie brannte genau über ihrem Schädel. »Sonja, ich bin durstig«, rief sie, hielt sich an dem rostigen Fenstergitter fest, »hast du ein Glas Wasser für mich?«

Bei ihrem ersten Besuch in dieser Wohnung vor vier Jahren war sie der schwerfälligen Frau in dem ausgebleichen Morgenrock genau an dieser Stelle der Treppe begegnet, als die, ohne mit der Wimper zu zucken, einen Kessel kochend Wasser über den Kindern des Viertels entleerte, die die Wollmispelfrüchte von ihrem Baum pflückten. Ein paar Tropfen davon waren auf ihr rotes Kleid mit den gelben Blumen gespritzt, das sie extra für diesen Besuch angezogen

hatte. Sie war auf dem Treppenabsatz stehen geblieben, hatte gesehen, wie die Kinder schreiend auseinanderstoben, und hatte auch das schiefe Lächeln gesehen, das sich auf dem teigigen Gesicht der Frau ausbreitete. Unmöglich, dass das Menos Mutter war. Sie hatte den Rückzug angetreten, sie musste den falschen Aufgang genommen haben, die Häuser hier sahen sich so ähnlich, doch in eben diesem Moment war er bleich und beschämt zu ihr herausgekommen und hatte diese Frau zurückhaltend gescholten.

Er hatte immer auf Umgangsformen und gutes Benehmen geachtet, bis er eines Tages aufgestanden und einfach gegangen war, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Brief zu hinterlassen. Bei diesem Besuch nun waren die Mispeln aus irgendeinem Grund noch grün und zogen außer ein paar Wespen niemanden an. Sobald sie reif sind, werden sie in der belagerten Stadt besonders begehrt sein, aber seine Mutter wird es nicht wagen, das streng rationierte Wasser auf diese Art zu verschwenden. Wie wird sie die kleinen Räuber verjagen, mit Steinen? Und wie wird sie ihre Schwiegertochter vertreiben? Die hatte ihr ihre kostbarste Frucht, ihren Jüngsten, ja bereits vor vier Jahren geraubt. Sie vernahm ein leises Geräusch aus Richtung des Balkons und wandte den Blick zu dem Wassertank, der dort erst vor Kurzem installiert worden war, ein

großer Wassertank aus Blech. Ob sie sich dahinter versteckte? Die Araber hatten die Wasserversorgung in die Stadt unterbrochen, und in einem ihrer Briefe hatte sie geschrieben, sie habe auf dem Balkon einen Tank für Notzeiten anbringen lassen. Sie streue Brotkrumen darauf, die Vögel kämen und pickten sie auf, und am Geräusch des Pickens höre sie, wie viel Wasser noch drin sei.

»Sonja, bist du da?«, versuchte sie es wieder, »mach mir nur für einen Moment auf, ich bleibe auch nicht lang, ich muss zurück nach Tel Aviv.« Was hätte sie sonst noch sagen können, was hatte sie damals tatsächlich noch gesagt, um das Herz dieser Frau zu erweichen? Irgendwann hatte sie gehört, wie sie sich schlurfend der Tür näherte. Widerwillig drehte sich ein Schlüssel im Schloss. Dann erschien ihr aufgedunsenes Gesicht, das fettige Haar, der misstrauische schwarze Blick. Seine Mutter hatte sie noch nie gemocht. Vielleicht hatte sie gefürchtet, dass ihre Schwiegertochter, so schön und umworben, wie sie war, ihrem geliebten Spätling eines Tages das Herz brechen werde?

Aber da hatte sie sich geirrt. Er war es gewesen, er hatte sie plötzlich und ohne ein Wort verlassen. Er war es, der nicht auf ihre Briefe antwortete. Klammheimlich hatte er sein Weggehen geplant, und sie, in ihrer Arglosigkeit, hatte keinen Verdacht geschöpft. Sie

hatte wohl gemerkt, dass ihn etwas umtrieb, dass er sich quälte, aber dass er aus ihrer Welt völlig verschwinden würde, damit hatte sie nicht gerechnet. »Warum bist du hergekommen? Was willst du?«, fragte seine Mutter mit schwerem polnischen Akzent, der sich noch immer nicht abgeschliffen hatte, obwohl seit ihrer Ankunft aus Warschau schon Jahrzehnte vergangen waren. Auch für ihren Akzent und für ihre hartnäckigen Aussprachefehler hatte er sich geschämt. Sein Ivrit dagegen war brillant. Für einen Moment fürchtete sie, sie werde es nie wieder hören. »Was ich will? Meno sehen. Ist er zu Hause?«

Und beinahe hätte sie hinzugefügt, »und Suppe essen«, denn der Geruch riss in ihrem Magen ein Loch auf, und sie meinte, gleich ohnmächtig zu werden. »Du kannst ihn nicht sehen«, stellte ihre Schwiegermutter mit sonderbarer Genugtuung fest, »er ist krank. Er hat gesagt, falls du kommen solltest, soll ich dich nicht reinlassen, auf keinen Fall.« Hinter ihr lag das große Zimmer, dunkel wie eine Höhle, dort stand neben dem Fenster mit den runtergelassenen Rollläden sein Bett, und sie strengte ihre Augen an. Sah sie da nicht eine Bewegung unter der Decke? War dies wohl der Fleck seines Kopfes auf dem Kissen?

»Er ist krank? Was hat er?« Ihre Stimme klang resigniert, sie hielt sich am Türrahmen fest, während seine

Mutter ungeduldig antwortete: »Rachel, geh zurück nach Tel Aviv und komm nicht mehr hierher. Er kann dich nicht sehen.« – Hatte sie gesagt, er kann nicht oder er will nicht? Plötzlich scheint es ihr ungeheuer wichtig, sich gerade an dieses Detail zu erinnern, vor allem jetzt, wo sie sich auf das bevorstehende Treffen vorbereitet. Hatte er nicht gekonnt, oder hatte er nicht gewollt? Doch was sie auf einmal noch mehr umtreibt, ist die Frage, warum sie die böswillige Türhüterin vor siebzig Jahren nicht einfach weggestoßen hatte und ins Zimmer gestürmt war. Wo sie doch viel jünger und stärker gewesen war als seine Mutter. Problemlos hätte sie sie überwältigen und sich auf sein Bett stürzen können. Wäre es ihr damals gelungen, zu ihm durchzukommen und mit ihm zu reden, hätte er seine Meinung vielleicht geändert und das schlimme Verdikt abgewendet.

Seitdem hat sie ihn wirklich nicht mehr gesehen, mit Ausnahme der knappen Stunde ein paar Monate später im Rabbinatsgebäude in der Jaffastraße; dort hatte er peinlichst darauf geachtet, in sicherer Entfernung von ihr zu sitzen und nicht ihrem Blick zu begegnen, und nach der demütigenden Zeremonie, als sie ihm noch ein paar Worte zum Abschied sagen wollte, war er mit schnellen Schritten einfach an ihr vorbei- und weitergegangen, und sie selbst hatte

schweigend dort gestanden, an derselben Stelle, an der sie geheiratet hatten, und erst da hatte sie auf das Datum geschaut, 29. Tammus 1948, genau der Tag, an dem sie ein Jahr zuvor geheiratet hatten.

So viele Träume waren in jenem Jahr zerbrochen, von so vielen Neuanfängen war nichts geblieben. Sie seufzt, während sie jetzt kalte, glatte Pflaumen für ihre Besucherin wäscht, die sich bereits verspätet. Vor einer Stunde hat das Telefon geklingelt, und als sie die Stimme von Menos Tochter hörte, fürchtete sie einen Moment, sie wolle das Treffen absagen. Nur daran hatte sie gemerkt, wie sehr sie dieser Begegnung entgegenfieberte, einer Begegnung, zu der sie beinahe gezwungen worden war und die sie so lang wie möglich hinausgeschoben hatte. Aber nicht, um das Treffen zu verschieben, hatte Atara sie angerufen, sondern um ihr zu sagen, dass sie im Stau stehe und sich etwas verspäten werde, und sie, die angespannt auf dem Sofa gewartet hatte, hatte die Pflaumen nach und nach selbst gegessen, und jetzt wusch sie drei weitere, um das kleine Schälchen wieder zu füllen.

Heute verspätet man sich wegen Staus auf der Autobahn, früher wussten wir nicht, ob wir überhaupt ankommen würden, grollt sie plötzlich, als sie sich an ihre Rückfahrt an jenem furchtbaren Tag aus Jerusalem erinnert. Dutzende verängstigter Fahrgäste hatten

dicht gedrängt in dem Bus gesessen, die Oberkörper tief runtergebeugt aus Angst vor den arabischen Scharfschützen, die überall am Straßenrand lauern konnten, und nur sie hatte aufrecht dagesessen und auf die Kugel gewartet, die das Fenster neben ihr durchschlagen und sie in den Kopf treffen würde. Eine Kugel hätte gereicht, um sie von ihrem Leben zu trennen, und das erschien ihr damals noch hoffnungsloser als ihr Tod.

Was sie nach dem Tod erwartete, wusste sie natürlich nicht, aber nachdem Meno sie verlassen hatte – Meno, Menachem, dessen Name doch immerhin »Tröster« bedeutete –, hatte sie in ihrem Leben keinen Trost mehr zu erwarten. Doch gerade an diesem Tag waren die Scharfschützen ihnen gnädig gewesen, nicht ein Schuss wurde auf die Wagenkolonne abgefeuert, und als der Bus wohlbehalten in Tel Aviv ankam, fiel es ihr schwer auszusteigen. Sie wollte gleich wieder zurück nach Jerusalem, wieder die Treppen hinaufsteigen, an die Tür klopfen. Erst da begriff sie, sie hätte die Alte mit Gewalt wegstoßen müssen, dies war ihre letzte Chance gewesen. Warum nur hatte sie ihr gehorcht?

Doch niemand wusste, wann die nächste Kolonne wieder nach Jerusalem fuhr, und wie sie noch ratlos dastand, sprach ein junger Mann sie an, dessen Gesicht ihr bekannt vorkam, vermutlich war sie ihm schon mal

in einer konspirativen Wohnung ihrer Untergrundgruppe begegnet. Er fragte sie, ob sie Hilfe brauche, und sie, die scheu war und zudem ihren Stolz besaß, hatte den Kopf geschüttelt und war ohnmächtig auf den kochenden Asphalt gesunken, und er hatte sie in die Arme geschlossen und nie mehr losgelassen.

So hatte es das Schicksal gewollt. Es hatte um diese Zeit keinen anderen Weg gegeben, nicht ins eingeschlossene Jerusalem und nicht zu Menos verschlossenem Herzen. Vielleicht hatte es ja auch sein Gutes gehabt, sie würde es niemals wissen. Aber wozu sich jetzt, nach siebzig Jahren, an all das wieder erinnern? Von sich aus wäre sie nie darauf gekommen, wäre da nicht diese Besucherin, die jeden Moment eintreffen musste.

Die fremde Frau hatte sie vor ein paar Monaten im Theater in der Pause bei den Toiletten angesprochen, und als sie ihr sichtlich ergriffen ihren Namen nannte, war es ihr vorgekommen, als sei dies eine Fortsetzung der Vorstellung, die nur irgendwie auf ein anderes Gleis geraten war. Wie haben Sie mich erkannt, hatte sie verstört und verärgert fragen wollen, wie haben Sie überhaupt von mir erfahren? Sie hatte ihren Söhnen ja nie von jener ersten Ehe erzählt, einer unreifen Ehe, bei der nichts herausgekommen und die nach genau einem Jahr geschieden worden war.

»Sie sind Rachel, nicht wahr?«, hatte die fremde Frau sie gefragt, beinah flehentlich. »Ich bin Atara Rubin, Menos Tochter, ich bin so froh, dass ich Sie gefunden habe.« »Meno« hatte sie gesagt, nicht Menachem und auch nicht Professor Rubin, als sei sie, Rachel, eine enge Freundin der Familie geblieben, und während sie sie musterte, staunte sie über den abwegigen Gedanken, dass diese Frau ihre Tochter hätte sein können.

Atara war hochgewachsen und dünn, wie sie selbst, und wirkte noch jung, zumindest viel jünger als ihre beiden Söhne. Meno musste sie in fortgeschrittenem Alter bekommen haben. Vielleicht waren es auch die Kleider und die Frisur, die ihr ein so jugendliches Aussehen verliehen – schwarze lange wilde Locken, enge Jeans, Stiefel –, denn es flimmerten durchaus schon Fältchen um ihre dunklen Augen, und die waren zwar so dunkel wie die ihrer Großmutter, die sie an jenem Morgen so grausam angefunkelt hatten, aber angenehmer.

»Mein Beileid«, sagte Rachel schnell. Vor ein paar Monaten hatte sie in den Nachrichten gehört, dass Meno im Alter von einundneunzig Jahren gestorben war, vielleicht war es auch eine kleine Nachricht in der Zeitung über den Tod des angesehenen Wissenschaftlers gewesen, und seine Tochter hatte sich über-

trieben herzlich bedankt und sofort gefragt, als wäre mit seinem Ableben bei ihr eine Schranke durchbrochen: »Wären Sie bereit, mir etwas über ihn zu erzählen? Darüber, was zwischen Ihnen gewesen ist?«

Es war ihr schwergefallen, dem Drängen dieser Frau, die sie noch nie zuvor gesehen hatte, standzuhalten, und so wiederholte sie bereits nach wenigen Minuten ihre eigene Telefonnummer immer und immer wieder, denn der Kuli schrieb nicht, und das Handy, das sie für die Vorstellung abgeschaltet hatte, ließ sich nicht wieder zum Leben erwecken, so lange, bis Atara schließlich, beim Ertönen des dritten Klingelns, einen leuchtend roten Lippenstift aus der Tasche zog, den Ärmel ihres Pullovers hochschob und sich die Nummer auf ihren langen Unterarm schrieb. Wie Schnitte sahen die Ziffern aus, das hatte in ihr ein Unbehagen geweckt, und sie hoffte, die Nummer, die zu ihr führte, würde schnell verwischen und unlesbar werden, aber das passierte nicht. Bereits am nächsten Tag hörte sie aus dem Hörer Ataras begierige Stimme und erklärte ihr, sie müsse ausgerechnet heute zu einem medizinischen Eingriff, der natürlich auch ein paar Komplikationen machen könne, ins Krankenhaus.

Die Nummer ihres Handys hatte sie ihr nicht gegeben, und deshalb hörte sie erst, als sie nach Hause entlassen wurde, wieder diese Stimme, die sie sofort

erkannte, und wieder wich sie aus, mit dem Argument, dass sie noch etwas angeschlagen sei, in der Hoffnung, die Frau würde von ihr ablassen. Was wollte sie von ihr? Warum erinnerte sie sich jetzt plötzlich an sie? Sie selbst hatte kein Interesse daran, sich noch einmal mit dieser alten Geschichte zu beschäftigen. Erst einige Wochen später erklärte sie sich bereit, einen ziemlich fernen Termin zu vereinbaren, und je näher der rückte, desto deutlicher spürte sie überrascht ihre wachsende Sorge, aber auch Hoffnung. Hoffnung worauf? Sorge weshalb? Was sollte sie ihr erzählen: Schweigend stand ich vor der geschlossenen Tür?

## ZWEITES KAPITEL

### Ich bin's, Atara

Schweigend steht sie vor der geschlossenen Tür, wozu noch mal klingeln. Vor weniger als einer Stunde hat sie Rachel angerufen und sich entschuldigt, dass sie sich leider verspäte, und die hatte hörbar verärgert geantwortet, »kein Problem, ich erwarte Sie«, aber jetzt macht keiner auf. Hat die Verspätung sie dermaßen aufgebracht, oder bereut sie es vielleicht plötzlich? Sie hatte ihr das Treffen ja ziemlich aufgedrängt. Oder liegt sie tot hinter der Tür auf dem Boden oder wartet verzweifelt auf Hilfe? In ihrem Alter ist alles möglich. »Rachel!«, ruft sie und drückt aus irgendeinem Grund ihr Ohr an das Guckloch. »Ich bin's, Atara. Sind Sie da? Alles in Ordnung bei Ihnen?« Wehe, wenn Sie jetzt hier sterben, fügt sie im Stillen hinzu, jetzt, wo ich Sie endlich gefunden habe.

Das Jaulen eines Kranken- oder Streifenwagens kommt näher, sie entfernt sich schnell ein paar Schritte, überquert die Straße und verschwindet im Eingang des gegenüberliegenden Hauses, als habe sie ein Verbrechen begangen – eine Greisin von neunzig Jahren überfallen und in überflüssige Nöte gestürzt, die ihr das Leben verkürzt haben. Zwar hatte Rachel bei ihrer vorgeblich zufälligen Begegnung im Theater alterslos

gewirkt, absolut klar und selbstständig, noch nicht mal einen Stock hatte sie dabei und auch keinen Begleiter, doch seitdem sind Monate vergangen, und vielleicht hat sich ihr Zustand verschlechtert.

Womöglich hat ja ausgerechnet heute früh, nach ihrem Telefonat, der Todesengel an ihre Tür geklopft und ist ihr um eine Stunde zuvorgekommen. Das Jaulen entfernt sich wieder, erleichtert tritt sie auf die Straße hinaus, betrachtet die umwerfend schöne Landschaft hier und gleichzeitig dieses höchst unerfreuliche Viertel, das so gar keinen Charme besitzt, als habe ein blinder Architekt es binnen einer Nacht aus dem Boden gestampft. Plumpe, mit Steinplatten verkleidete Häuser stehen auf der rötlichen Wüstenerde, sie haben geschmacklose, völlig unsinnige rote Ziegeldächer, hier wird es garantiert nie schneien, wozu also diese steile Neigung? Und was hat ihr die Fahrt hierher jetzt gebracht? Zweieinhalb Stunden auf der Straße. Sie wird hier einen vollen Arbeitstag verlieren, ganz zu schweigen von den Mühen, die es sie gekostet hat, diese Frau ausfindig zu machen, die auf der Welt kaum Spuren hinterlassen hat – außer in ihrem Leben.

Was soll sie jetzt tun? Sie steigt ins Auto, schaltet die schlappe Klimaanlage an und versucht es noch mal telefonisch. »Papas Rachel« (so hat sie sie in ihrer Kontaktliste abgespeichert) antwortet nicht. Vielleicht ist

sie auch nur eingeschlafen, das kommt bei alten Leuten ja vor. Sogar Alex passiert das in letzter Zeit immer wieder, auch wenn er es nicht zugibt. Hast du geschlafen?, fragt sie ihn dann, wenn sie seine schläfrige Stimme hört, doch er streitet sofort ab: Ich? Ich doch nicht. Ja, ihn wird sie jetzt anrufen.

Gerade in solchen Situationen kann er sie ganz gut beruhigen. Spannungen, die nichts mit ihm zu tun haben, kann er ganz gut lindern; Probleme, die nicht er geschaffen hat und die nicht er lösen muss. »Sunny, stell dir vor, noch vor einer Stunde hab ich mit ihr telefoniert, und jetzt antwortet sie nicht auf meine Anrufe und macht auch die Tür nicht auf. Meinst du, ihr ist was passiert? Oder dass sie es bereut? Soll ich noch warten oder die Sache aufgeben?« »Das überrascht mich gar nicht! Warum fragst du mich, wenn du mich dann eh ignorierst? Ich habe dir gleich gesagt, du sollst das lassen, aber auf mich hörst du ja nicht, du hast dich mit dieser Frau da in eine Obsession verrannt und bist nicht mehr zu halten gewesen. Ich habe immer noch nicht verstanden, warum du sie überhaupt suchst und warum erst jetzt.« »Was gibt's da groß zu verstehen? Ich hatte ja keine Ahnung, dass diese Beziehung für ihn so bedeutungsvoll gewesen ist. Dass diese Frau sein Leben zerstört hat und inzwischen auch meins.« »Ach, ich dachte, ich hätte dein Leben

zerstört.« Er zieht es wie immer vor, das Gespräch in die gewohnten Bahnen zu lenken, und sie lacht bitter. »Klar, zuerst mein Vater, dann du«, und er spielt seinen Part weiter: »Bloß gut, dass es dazwischen genügend Männer gab, die dir Gutes getan haben.«

»Jetzt mach mal halblang, so viele waren es gar nicht.« Sie hört, wie sie sich verteidigt. Wie leicht lässt sie sich von ihm immer wieder dort hinziehen, auf ihren gemeinsamen Tummelplatz halb eingebildeter Verdächtigungen, halb befriedigter Bedürfnisse, halb zerstörter Hoffnungen – lauter zerbrochenes Spielzeug –, und doch der einzige Ort, an dem die Zeit da stehen geblieben ist, wo ihre Leben fest zusammengeschweißt wurden, ihr Verlangen, ihre Schuld, ihre betrogenen Lebenspartner, ihre verwirrten Kinder – er mit seinem Sohn, sie mit ihrer Tochter. Wie jung waren sie gewesen, vor allem sie selbst, noch keine dreißig. Alex war, zugegeben, nicht mehr ganz so jung gewesen, dreizehn Jahre älter als sie und auch als der Mann, den sie für ihn verlassen hat, was seinem Zauber aber keinen Abbruch tat, im Gegenteil. Erst in den letzten Jahren macht ihr dieser Unterschied zu schaffen, denn er wird grimmiger, starrköpfiger und ungeduldiger, aber vielleicht ist er schon immer so gewesen, und sie ernüchtert eben nur ein bisschen spät?

»Du hast genügend Kerle gehabt, aber alle haben

dich letztlich aufgegeben, nur ich nicht. Nur ich bin geblieben.« »Mein Beileid, lieber Gatte! Übrigens, die Klimaanlage liegt in den letzten Zügen. Wann bringst du den Wagen endlich in die Werkstatt?« »Ich kann mir nicht die Tage in der Werkstatt um die Ohren schlagen, der Wagen ist zwanzig Jahre alt, Atara! Hättest du nicht das ganze Geld für den Privatdetektiv rausgeschmissen, hätten wir längst einen neuen.«

»Und ich kann das nicht mehr hören. Also, ich bleib dann erst mal hier. So schnell gebe ich nicht auf. Sag, ist Eden schon aufgestanden?« »Das fragst du wirklich? Ist er in letzter Zeit je vor vier Uhr nachmittags aus dem Bett gekommen?« Sie seufzt. »Was ist bloß mit ihm los? Das geht schon bald einen Monat so.« »Ich habe dir von Anfang an gesagt, dieses Abenteuer wird nicht gut ausgehen«, brummt er, »ich habe gewusst, das ist nichts für ihn. Es passt doch nicht zu ihm, den Ninja zu spielen. Er hat mit dieser Entscheidung gegen seine Intuition gehandelt, und jetzt zahlt er dafür.«

»Hör doch auf mit deinen Provokationen! Im Marinekommando zu dienen, das nennst du ein Abenteuer? Du solltest stolz auf ihn sein!« »Auf ihn bin ich schon stolz, aber nicht auf mich. Ich hätte das verhindern müssen. Verzeih bitte, dass ich bei eurer Vergötterung von Heldentum und heroischen Taten nicht

mitmache.« »Ist ja gut. Die alte Leier«, unterbricht sie ihn, »vielleicht versuchst du trotzdem mal, mit ihm zu reden?« Und er: »Atara, ich will von dir keine Handlungsanweisungen. Ich jage ihm nicht hinterher wie du. Wenn er mich braucht, weiß er, wo er mich findet.«

»Vielen Dank, wirklich, du warst mir eine große Hilfe«, zischt sie. Warum hat sie ihn überhaupt angerufen. Wann hat sie das letzte Mal ein erfreuliches Gespräch mit ihm geführt, und was soll jetzt dieser kritische Ton gegenüber ihrem einzigen gemeinsamen Sohn, der ihnen vom Tag seiner Geburt an dermaßen viel Freude und Stolz bereitet hat. Auch sie versteht nicht, was plötzlich mit Eden los ist. Nachdem er die schwerste Phase in der Armee hinter sich gebracht und dabei ungewöhnliche und auch unerwartete Zähigkeit bewiesen hatte, nachdem er das aufreibende Training durchgestanden hatte, bei dem jeder Tag schlimmer war als der zuvor, ganz zu schweigen von den Einsätzen, die dann kamen, über die er natürlich nicht reden durfte, und sie haben wirklich nicht das Geringste darüber erfahren, nicht vorher und nicht hinterher, haben manchmal nur an seinem hohlen Blick ahnen können, wo er gewesen war ... Ein Ort, an dem dieser geliebte Körper, der in ihrem Leib Zelle um Zelle entstanden

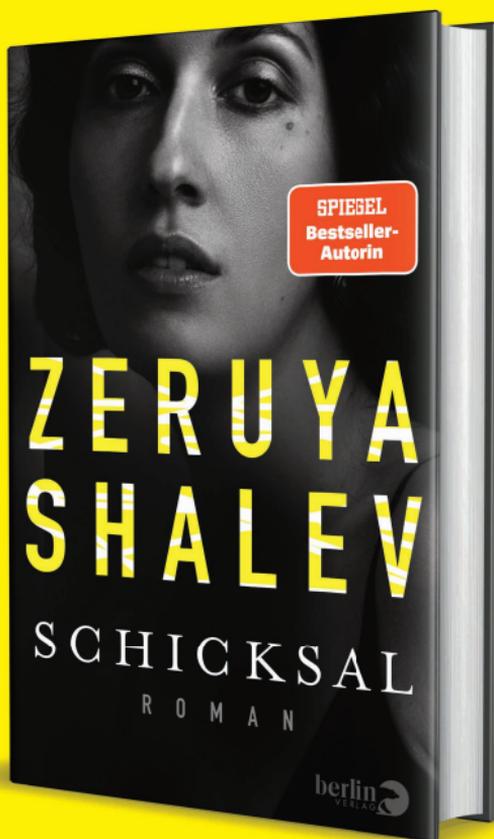
und danach begleitet von Hoffnung und Sorge herangewachsen war, zu einer perfekten, gigantischen Kampfmaschine gemacht wurde und trotzdem so verletzlich blieb wie der eines Babys. Diese Verwundbarkeit hatte sie Nacht für Nacht verflucht, in ihren Alpträumen hatte sie ihn erschossen auf dem Meeresboden liegen sehen oder zitternd gefangen in einem Fischernetz. Und nach alledem, nach fast vier Jahren – der Tag seiner Entlassung rückte näher, die Spannung ließ etwas nach, er begann schon, eine große Reise zu planen und an die Zukunft zu denken – war er völlig überraschend eines Tages mitten in der Woche nach Hause gekommen und hatte sich geweigert zu erzählen, was passiert war.

Aber sie ist heute nicht in diese künstliche und umstrittene Stadt im Osten Jerusalems gefahren, um über die Zukunft nachzudenken, sondern weil sie etwas über die Vergangenheit erfahren will, über die Vergangenheit eines Mannes, den sie eigentlich nicht gekannt hat, obwohl sie seinem Samen entstammt und mit ihm in einem Haus gelebt hat. Er hatte ihr am Ende seines Lebens einige wenige Dinge gesagt, die ihr seitdem keine Ruhe lassen und darauf drängen, geklärt zu werden, und es gibt auf der Welt nur eine Frau, die das für sie tun kann. Seit Monaten versucht

sie, an sie heranzukommen, und jetzt, wo sie es endlich geschafft hat, findet sie ihre Tür verschlossen.

»Bist du das? Endlich bist du gekommen!«, hatte ihr Vater laut gerufen, als sie an jenem Morgen vor einem Jahr an sein Bett trat, und er hatte ihr mit einem stauenden und glücklichen Lächeln die Arme entgegen gestreckt. »Du hast es geschafft, aus Tel Aviv hierher durchzukommen? Ich wusste, du würdest es schaffen. Ich habe all die Jahre auf dich gewartet!«

**AB SOFORT IN IHRER  
BUCHHANDLUNG**



ISBN 978-3-8270-1186-2

€ 24,00 (D) / € 24,70 (A)



Auch als Hörbuch erhältlich!

OSTERWOLDaudio

€ 24,00 (D) / € 24,70 (A)

ISBN 978-3-86952-480-1

Neue Bücher,  
exklusive Inhalte und  
tolle Gewinnspiele:  
[piper.de/newsletter](http://piper.de/newsletter)

# EINE BEGEGNUNG, DIE ALLES IN FRAGE STELLT.

Nach dem Tod ihres Vaters sucht Atara seine geheimnisvolle erste Frau. Wer ist diese Rachel, von der in Ataras Kindheit nie geredet werden durfte? Aber als sie Rachel endlich gefunden hat, nimmt ein gänzlich ungeahntes Schicksal seinen Lauf... Familiäre Verstrickungen, Schuld, vor allem aber die Liebe – das sind die Themen von Zeruya Shalevs großem neuen Roman.

**»Niemand schreibt so ehrlich  
über die Liebe wie Zeruya Shalev.«**

**BRIGITTE**

Mit bester Empfehlung von:

EAN 4043725007066